

MADAME

September 2020

DEUTSCHLAND € 7
ÖSTERREICH € 7
SCHWEIZ SFR 11

DOSSIER

INNERE KRÄFTE

Wie wir unsere
Intuition wecken und
trainieren

MACHEN STATT JAMMERN!

Ein Plädoyer für mehr
weibliche Kampfeslust
von Tamara Dietl

GRIECHENLAND- SPECIAL

Die schönsten
Travel News und
Glücksorte

NEW SEASON NEW LIFE

Model &
Aktivistin
**HELENA
CHRISTENSEN**
Fotografiert
von
Tim Barber

FRESH LOOKS

Smartes Styling:
persönliche
Lieblingsteile im
Mix mit
neuer Mode

4
1904571907000
09



AUF DEM
RICHTIGEN WEG
Schwung, Zuversicht, Tatkraft:
Porträt der Autorin als
junge Frau, 1980

NICHT JAMMERN, MACHEN!

Sind Frauen wirklich die Opfer der Corona-Krise? Oder müssen sie nur wieder entschiedener für ihre Rechte, Wünsche, Träume eintreten? Ein Plädoyer für mehr **KAMPFESLUST** von Tamara Dietl

S

o viel pessimistischer Gleichklang herrschte schon lange nicht mehr unter Deutschlands Frauen. Nahezu flächendeckend zogen sie ein düsteres Fazit der Corona-Pandemie: Gerade einmal zwei Monate Lockdown hätten ausge-

reicht, um Frauen um Jahrzehnte in traditionelle Rollenbilder zurückzuwerfen. Frauen würden wieder abgedrängt, nach dem Motto „vor allem ‚home‘ und wenig ‚office‘“, während Männer die Krise zur Profilierung nutzten. Vom „Rollback in die 50er-Jahre“ sprach die ehemalige sozialdemokratische Familienministerin Renate Schmidt, und die Wissenschaftlerin Jutta Allmendinger, Professorin für Soziologie, machte einen Rückschritt um „mindestens 30 Jahre“ aus. „Zurück in der Männerwelt“ lautete die Überschrift eines Essays von Julia Jäkel, Vorstandsvorsitzende von Gruner und Jahr, in der „Zeit“. „Wir Frauen“, schrieb sie deprimiert, „sind so viel weniger weit, als wir dachten.“

Wirklich? Das verallgemeinernde „Wir“ ist problematisch. Und zwar deshalb, weil es eine unzulässige Vereinnahmung ist. Dem großen Opfer-„Wir“, das da öffentlich angestimmt wurde, möchte ich widersprechen. Denn glücklicherweise gibt es das so nicht mehr. Der Kampf um die Gleichberechtigung von Frauen hat nämlich immer zwei Ebenen: die individuelle und die strukturelle.

Als die Corona-Pandemie in Europa ausbrach, wurden die EU-Kommission und die Europäische Zentralbank ebenso von Frauen geführt wie die Länder Norwegen, Dänemark, Finnland und Deutschland. Im Kabinett unserer Bundeskanzlerin saßen zu diesem Zeitpunkt immerhin sieben Ministerinnen und drei Staatsministerinnen. Als Beraterin für Führungspersönlichkeiten erlebte ich Managerinnen, die an der Corona-Krise wuchsen; die gemeinsam mit ihren Männern im Homeoffice kreative, arbeitsteilige Lösungen fanden. Mit Freude sehe ich, wie täglich immer mehr beeindruckende Frauen mit ihrer Kompetenz öffentlich sichtbar werden – nicht nur Spezialistinnen für Wissenschaft und Medizin, sondern auch Leiterinnen von Schulen, Pflegerinnen, Unternehmerinnen, Professorinnen und Kassiererinnen – manche eben erst jetzt als „systemrelevant“ erkannt. Natürlich: Es gab auch viel zu viele Frauen, die massiv unter der familiären Mehrbelastung litten (vor allem die Alleinerziehenden), und die vielen, die den Hauptanteil an der sogenannten Care-Arbeit leisteten, dafür zwar belklatscht, aber beschämend schlecht bezahlt wurden und werden.

Aber über die Behauptung, dass „wir Frauen“ im Jahr 2020 durch die Corona-Krise in Deutschland wieder in den Rollenbildern des Patriarchats angekommen seien, hätten sicher auch meine Mutter und meine Großmütter irritiert den Kopf geschüttelt. Es sind Frauen wie sie, denen ich es verdanke, dass ich selbst eine emanzipierte Frau geworden bin – und in einer Welt leben kann, von der sie nur träumen konnten.

Als ich vor über einem halben Jahrhundert geboren wurde, war gerade die Pille auf den Markt gekommen und die „68er“ hatten damit begonnen, die patriarchale Gesellschaft des westdeutschen Wirtschaftswunders aufzurütteln. Den Feminismus habe ich buchstäblich mit der Muttermilch aufgesogen. Für meine >

„Mächtigen Frauen *kommt eine Schlüsselrolle* im Kampf um die Hälfte des Himmels zu. In dem Moment, in dem Frauen in Führung gehen, übernehmen sie immer auch *gesellschaftliche Verantwortung und sind Vorbild.*“

Mutter, eine engagierte Lehrerin, bestand kein Zweifel daran, dass Frauen genauso viel Macht zusteht wie Männern. Sie hatte sich zum Ziel gesetzt, vor allem junge Mädchen auf ihrem Weg in eine gerechtere Zukunft zu fördern. Und auch ihren beiden Töchtern machte sie immer wieder deutlich, dass Frauen und Männer zwar nicht gleich, aber gleichwertig sind. Für sie stand fest, dass uns die Hälfte des Himmels gehört. Dass wir ein Recht auf dieselben Bildungschancen und Berufe haben wie Männer. Dass uns derselbe Lohn für die gleiche Arbeit zusteht und dass finanzielle Unabhängigkeit die Grundlage für ein selbstbestimmtes Leben ist.

Als ich 1970 in die Schule kam, war das noch keineswegs selbstverständlich. Ich war nicht nur das einzige Scheidungskind in der Klasse, sondern auch eines der wenigen, deren Mutter arbeitete. Bei den allermeisten war die Mutter „natürlich“ Hausfrau. Kindergärten gab es wenige, Krippen gar keine. Dafür aber noch jede Menge repressive Gesetze, die eine Gleichberechtigung von Frauen unmöglich machten. Allen voran das Gesetz, das Frauen einen Beruf nur dann ausüben durften, „soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar“ war.

So viel ich in Sachen Emanzipation durch die Erziehung meiner Mutter gelernt habe – den entscheidenden Impuls für meine eigene Entwicklung habe ich von meiner Großmutter bekommen. Die Mutter meiner Mutter, Jahrgang 1914, reiste zu meinem Abitur extra aus Amerika an, um mit mir die Hochschulreife gebührend zu feiern. Ihr selbst war als Tochter einer Arbeiterfamilie das Abitur verwehrt geblieben, weil ihre Eltern sich „diesen Luxus“ schlicht nicht leisten konnten. Dass sie es dann doch schaffte, in England zu studieren und als Psychologin Karriere zu machen, verdankte sie ihrer eigenen Kraft und Hartnäckigkeit. „Es gibt im Kampf um Gleichberechtigung immer zwei Ebenen“, erklärte sie mir, „die individuelle und die strukturelle.“ Dieser Satz meiner Großmutter hat dafür gesorgt, dass ich nie in die Opferrolle gefallen bin. Dass ich immer differenziert habe zwischen der strukturellen Verantwortung der Gesellschaft und meiner individuellen Verantwortung, für meine Rechte und auch meine Wünsche einzutreten – und, wenn nötig, auch zu kämpfen.

Strukturell passierte viel in den 1980er- und 1990er-Jahren,

als ich mich für meine Karriere als Journalistin entschied und deshalb erst mal gegen Kinder. Die berufliche Entfaltung der Frau wurde durch zahlreiche Gesetze deutlich gefördert, an den Universitäten war inzwischen fast die Hälfte der Absolventen weiblich. Die Bedingungen für Frauen wurden immer besser. Das bedeutete jedoch noch lange nicht, dass damit auch – strukturell und individuell – männlicher Chauvinismus aus der Arbeitswelt verschwunden war. Individuell bedeutete das für mich: Ich musste mich immer wieder behaupten, wehren, streiten und Konflikte aushalten. Das war alles andere als bequem und wahnsinnig anstrengend, nervenaufreibend, unangenehm. Aber es musste sein, wollte ich meinen Teil der Hälfte des Himmels einfordern.

Das galt dann auch für meine Ehe. Aber ich hatte einen Mann geheiratet, der alles andere war, nur eben kein Feminist. Gleich zu Beginn machte ich ihm also klar, dass für mich nur eine Beziehung auf Augenhöhe infrage kam, und dass wir deshalb unser Zusammenleben „managen“ müssten, damit es funktioniert. Das war überhaupt nicht romantisch – aber sehr hilfreich. Unseren Alltag definierten wir über klar verteilte Aufgaben und stritten so lange, bis wir sinnvolle Kompromisse gefunden hatten. Auch das war anstrengend, aber notwendig.

Als unsere Tochter zur Welt kam, machte ich dann eine Erfahrung, mit der ich niemals gerechnet hätte: Ich genoss das Mutterdasein in vollsten Zügen. Und auch das als Hausfrau. Mein Gott, ausgerechnet ich! Ganz individuell! Es kostete mich erstaunlich viel Überwindung, mir einzugestehen, dass ich großes Glück darin fand, mich um meine Familie zu kümmern. Und mit diesem Eingeständnis passierte noch etwas Überraschendes: Die Ambivalenz erhielt Einzug in mein Leben und mit ihr das Ende von Eindeutigkeiten und Gewissheiten. Ich begriff, dass es notwendig ist, sich immer wieder infrage zu stellen, und dass das, was man

mit 20 für die absolute Wahrheit gehalten hatte, mit 40 nicht mehr stimmen muss; dass die Erfahrungen in der Lebenspraxis die Theorien vom Leben überholen können. Am Ende meines inneren Ringens stand die Entscheidung, eine Zeitlang auf meine finanzielle Unabhängigkeit zu verzichten, um mir nach zwanzig Jahren Arbeitsleben eine Auszeit zu nehmen. Die Reaktion meines Mannes empfinde ich bis heute als großes Privileg. Mit den Worten „Mein Geld ist auch dein Geld“ organisierte er mir eine EC-Karte für sein Konto, das erst einmal unser gemeinsames Konto wurde.

Als unsere Tochter in den Kindergarten kam, beendete ich meinen Ausflug in die traditionelle Frauenrolle. Während es in der Zwischenzeit strukturell ein ordentliches Stück weitergegangen war und es mittlerweile sogar den Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz gab, suchte ich selbst nach meiner individuellen Rolle.

Ich fand sie schließlich dort, wo sich in den letzten Jahrzehnten so gut wie gar nichts getan hatte in Sachen Gleichberechtigung – nämlich in den Zentren der Macht. Ich wurde Beraterin für Frauen in Führung und unterstützte meine Geschlechtsgenossinnen unter dem Motto „Frau.Macht.Sinn“ auf ihrem beschwerlichen Weg nach ganz oben. Dabei wandelte ich mich von einer überzeugten Gegnerin der Quote zu deren Befürworterin, weil individuelle Spitzen-Qualifikation allein eben doch nicht ausreicht und oft an strukturellen Mechanismen scheitert.

Und ich erkannte: Mächtigen Frauen kommt eine Schlüsselrolle im Kampf um die Hälfte des Himmels zu. In dem Moment, in dem Frauen in Führung gehen, übernehmen sie immer auch gesellschaftliche, also strukturelle Verantwortung und sind Vorbild für andere Frauen. Sie werden Teil des Systems, dessen Missstände sie nun nicht mehr nur beklagen können, sondern zu dessen Verbesserung sie beitragen müssen.

Das gilt ganz besonders in Krisenzeiten. Denn in einer Krise geht es darum, neue Bewältigungsstrategien zu entwickeln, nach neuen Ressourcen und innovativen Ideen zu suchen. Wenn man die findet, dann hat man die berühmte Chance, die in jeder Krise steckt: nämlich die positive Weiterentwicklung. Die Corona-Krise wirft Frauen nicht als Opfer in die Vergangenheit zurück, sondern fordert dazu heraus, für all das zu kämpfen, was in der Gegenwart noch nicht in Ordnung ist – sowohl strukturell als



FAMILIENERBE

Tamara Dietls Großmutter Margarete Abdel Magid und ihre Mutter (links im Sudan, 1947) betrachteten sich beide als emanzipierte Frauen. Ihr Engagement haben sie an Tamara (oben 1994 mit ihrer Mutter Gulnar Abdel Magid) weitergegeben

auch individuell. Es mag mühsam sein, in der Arbeitswelt neue Strukturen zu etablieren, die auch Mütter besser partizipieren lassen – aber

es lohnt sich. Es mag individuell konfliktreich sein, zu Hause für eine gerechte Aufgabenverteilung zu streiten. Aber auch das muss sein. Wir müssen das aushalten.

Bleibt zum Schluss noch der Ausblick in die Zukunft und damit die Frage an meine 17-jährige Tochter, wie ihre Generation es hält mit der Emanzipation. „Wer hat mit beeindruckender Hartnäckigkeit und viel Mut eine weltweite Protestbewegung ausgelöst und so dafür gesorgt, dass der Klimaschutz und die Rettung unseres Planeten endlich ernst genommen werden?“, fragt sie zurück und liefert die Antwort gleich mit: „Eine junge Frau! Sie heißt Greta und ist so alt wie ich.“

TAMARA DIETL

war fast 20 Jahre als Journalistin tätig und arbeitet heute in München als Businesscoach für Führungskräfte (tamaradietl.com). Ihr Schwerpunkt: Sinn- und Wertentwicklung und der Umgang mit Krisen. Aus der Ehe mit Filmemacher Helmut Dietl hat sie eine Tochter.

